Der gelbe Drache [Fortsetzung]

Autor(en): **Mills, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-833600

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER GELBE DRACHE

9 ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Neu eintretende Abonnenten erhalten den erschienenen Teil des Romans gegen Portovergütung nachgeliefert.

Es war nicht das erstemal, daß Jasmine ihn einen ganz unerwarteten Blick in ihre Vergangenheit tun ließ, von der sie nie sprechen wollte. Jetzt wünschte sie nach Hause zu fahren. Aber James wollte davon nichts hören. Da die Auswahl nicht groß war, blieb nur zur Unterhaltung die «Boa Vista», wo Diab wie gewöhnlich an den Renntagen Gesellschaftsabende veranstaltete.

So kamen sie um Sonnenuntergang im Boa Vista an. Dieser Abend blieb James unvergeßlich, verbunden mit der Erinnerung an eine sternenleuchtende Nacht, weiß gekleidete Chinesenkellner, das Klingen von Gläsern, das Weinen einer Geige, das dumpfe Klopfen von Trommeln — und die blauen Augen, die rot gemalten Wangen und die nachgezogenen Augenbrauen von Jasmine.

Zwischen ihnen bestand eine merkwürdige Freundschaft. Ein junger Leutnant, der zum erstenmal im Orient war und aller wirklichen Kenntnis der Frau unschuldig wie ein Kind gegenüberstand; dazu ein Mädchen, das den Pfad weiblichen Unglücks durch alle Grade gegangen war, bis sie die letzte Stufe erreicht hatte und eine Pariafee in den Vertragshäfen wurde.

Noch oft stand sie später vor James' Augen, wie sie an diesem Abend im Boa Vista saß, in dem blauen Kleid, das sie oft trug, tief ausgeschnitten und kurz, so daß man den feinen Ansatz der Knöchel in den seidenen Strümpfen schimmern sah. Sie tranken an diesem Abend viel, wobei Jasmine, die sonst sehr wenig getrunken hatte, ihm Gesellschaft leistete. Der chinesische Kellner brachte einen Cocktail nach dem anderen. Eine ganze Zeit saßen sie schweigend am Tisch, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. James spürte ein Gefühl des Unglücklichseins, schwierig zu beschreiben und doch irgendwie mit der Gegenwart seiner Gefährtin verbunden. Sie war so jung und hübsch, hatte so ein gutes Herz — wie würde ihr Ende sein? Jasmine brach zuerst das Schweigen.

«Sie werden nun bald nach Japan gehen. Billy Fraser hat einem Mädchen bei uns erzählt, daß sie nur auf das Geld warten. Heute haben Sie doch ganz schön gewonnen.»

James wußte, daß von der Urlaubsreise gesprochen worden war, und glaubte auch, daß sie auf «Ben» gut gewonnen hatten; wieviel, wußte er nicht, die beiden anderen hatten das Wetten übernommen, und er war gegangen, bevor die Quote bekanntgegeben war.

«Vielleicht gehen wir nach Schanghai, vielleicht auch nach Manila», sagte er.

«Manila ist wunderschön.»

«Kennen Sie es?»

«Ich war zwei Jahre da», antwortete Jasmine. «Ich ging dorthin, als ich zum erstenmal heiratete, und blieb — bis — bis mich mein Gatte verließ.»

James hielt den Atem an. In der ganzen Zeit hatte sie ihm nie etwas davon erzählt. Er wußte nicht einmal, daß sie verheiratet gewesen war. Er hoffte, sie würde weitersprechen, nicht aus Neugierde, sondern weil es ihr guttun mußte. Keine Menschenseele kann für immer solch Geheimnis in sich verschließen wie es Jasmines Herz bedrückte.

«Und Sie sind dann nicht mehr nach Hause gekommen?» fragte James.

«Nach Hause?» Sie sah ihn an. «Seit ich sechzehn Jahre war, bin ich nicht mehr zu Haus gewesen. Das ist jetzt zehn Jahre her.»

Also war sie sechsundzwanzig. So sah sie trotz allem kaum aus, dachte James, und dabei hatten diese Mädchen ein hartes Leben. Wie sie es durchlebten, war ihm ein Rätsel. Die Schwachen hielten es nicht aus, sie starben und wurden still und unauffällig auf dem Hügel über Happy Valley begraben. Dort lagen sie unter ungepflegten Gräbern, aus dem Gedächtnis der Welt gewischt. Für Frauen wie Jasmine waren die Vertragshäfen von China das letzte Stadium. Wenige kamen zurück, wenn sie einmal die Häfen erreicht hattten. Die Starken lebten länger als die Schwachen, das war alles. Und zu den Stärkeren gehörte Jasmine. Der Lebenswille brannte in ihr, die kräftige Kinnlinie zeigte es, wenn auch ihre Wangen müde und schlaff aussahen.

Er wartete auf die Fortsetzung ihres Gespräches, da sah er, wie sie ihre Lippen zusammenpreßte und die Augen hart wurden.

«Da ist der Chinesenkerl», sagte sie. Auf der gegenüberliegenden Seite der Veranda saß ein fetter Chinese, die Hände im Schoß haltend, und blickte hinaus. «Erinnern Sie sich — den Sie damals hinausgeworfen haben, wie wir uns zum erstenmal hier trafen?»

James erinnerte sich genau. Er hatte ihn seitdem nicht gesehen. Jasmine schauderte.

«Es überläuft mich kalt.»

«Hat er Sie belästigt?»

«Er hat mich nie angesprochen, aber er läßt mir durch Diab fortwährend sagen, daß er mich will und mich früher oder später auch bekommt. Diab sagt, er bekäme immer, was er wollte, und es wäre dumm von mir, ihn zu erzürnen. Ich glaube, Diab bekommt Geld von ihm und ist wütend, weil er mich nicht verschachern kann.»

«Dieser schmutzige Hund!» rief James und schob den Stuhl zurück. «Das werden wir gleich beseitigen.

«Nein, nicht! Diab ist nun mal so. — Ich möchte noch etwas trinken, aber es kommt ja kein Kellner, die rennen herum wie blinde Kaninchen, vielleicht gehen Sie selbst zur Bar.»

Frauenmode

Lavendelfarbener Filzhut mit Kopf aus ombriertem Velourchiffon und lavendelfarbigen Federstielen
Moderner Silberfuchs

James stand auf. Um die Bar zu erreichen, mußte er durch den Haupteingang gehen, und dort sah er Billy, Eustace und de Voiza Arm in Arm ankommen. Sie riefen ihn fröhlich an und folgten ihm in die Bar. Er hatte aber keine Lust zu ihrer Gesellschaft, nahm die Getränke und wollte an seinen Tisch zurück.

«Gut, wir kommen auch,» sagte Billy, «wenn wir unsern Schluck haben.»

Als James zurückkam, fand er den Tisch leer. Er suchte die Veranda ab, nichts war zu sehen. Da kam Diab.

«Die Dame ist gerade gegangen», sagte er und zeigte auf eine Ricksha, die die Straße entlang eilte.

Inzwischen kamen die anderen von der Bar nach.

«Hat man dir dein Spielzeug weggenommen?» lachte Eustace und klopfte ihm auf den Rücken. «Mach dir nichts draus, setz dich zu uns. Wir haben vielleicht eben gegessen, was Vicomte?»

Der Vicomte nickte und schluckte leise. Sein Gesicht war blasser als sonst, die Augen mit Blut unterlaufen, er konnte nicht mehr ordentlich sprechen. Zum erstenmal sah James den kleinen Mann wirklich betrunken.

«Der Vicomte hat einen großartigen Plan, den er uns morgen erzählen will», flüsterte Billy James zu. «Wir haben dreihundert Dollar an Ben verdient, hundert sind unsere und zweihundert gehören dem Vicomte. Hat er es nicht verdient? Hast du schon mal so ein Rennen gesehen? Morgen beantragen wir Urlaub nach Schanghai, dort treffen wir den Vicomte.»

Der Vicomte sah mit glasigen Augen drein und nickte.

«Uebrigens — de Voiza,» fragte Eustace, «hatten Sie eine Idee, daß der alte Ben so schnell war?»

Der Vicomte nickte wieder.

«Sie wußten das?»

«Ich erinnerte mich an den Pony ganz genau» — sagte der Vicomte. «Schwerer Junge, habe ihn ja geritten, voriges Jahr beim Grand Prix in Saigon. Hier in Hongkong versteht kein Mensch was vom Rennen, sonst hätte ihn einer gekauft.»

Und er schloß die Augen, sank auf einen Stuhl und schlief auf der Stelle ein.

Kapitel 13.

Macao, ein portugiesischer kleiner Besitz, liegt nur einige Stunden Dampferfahrt von Hongkong entfernt. Es ist so klein, daß es vielen Besuchern auf der Ostasientour entgeht. Aber wer nach Macao geht, wird für seine Mühe belohnt, denn es ist sehr schön und voll interessanter Dinge. Vor allem ist es ein großes Spielnest und daher bei den Chinesen sehr berühmt. Ganze Straßen bestehen nur aus den Fan-Tan-Häusern, wo reiche chinesische Kaufleute fabelhafte Summen gewinnen und verlieren. Außerdem ist Macao ein Zufluchtsort für alle möglichen Leute, die dem Arm der Gerechtigkeit entgehen wollen. Ein politischer Verbrecher aus China, der Leben und Freiheit in Kanton oder Schanghai verlieren würde, kann ungestraft in Macao leben. Hier gibt es auch keine Gesetze gegen das Opium oder gab es wenigstens nicht zur Zeit, als diese Geschichte spielte, so daß dieses Rauschmittel offen in fast allen Spielhöllen gehandelt und geraucht wurde.

Da Tiny Bluett seine Geschäftsreise nach Schanghai angetreten hatte, konnte Billy, die Taschen mit dem beim Hongkong-Derby gewonnen Geld gefüllt, seinen Plan ausführen, und lud Iris zu einem Besuch von Macao ein. Sie fuhren frühmorgens mit dem Dampfer ab, so daß sie zur Frühstückszeit in Macao waren und abends um acht Uhr zurückkehren konnten.

Billy konnte kaum an sein Glück glauben, als er endlich Iris sicher an Bord des «Mi Ching» hatte. Welch herrlicher Tag, vierzehn wundervolle Stunden lang, lag vor ihm. Iris strahlte. Um Klatsch zu vermeiden, waren sie nicht zusammen auf das Boot gekommen, sondern Iris stieg erst ein und Billy folgte ihr einige Zeit später. An Bord hatten sie nichts zu fürchten, solange nicht durch einen unglücklichen Zufall irgendein Mitglied der britischen Kolonie auch die Absicht hatte, gerade heute nach Macao zu fahren; denn in den Vertragshäfen werden die Gesellschaftsbegriffe strenger als in der Heimat aufrechterhalten.

Zu ihrem Glück war nur noch ein Europäer an Bord, der Vicomte de Voiza. Billy war nicht überrascht, da er die Absicht des Vicomte, nach Macao zu fahren, bereits kannte. Und dieser, der sich grundsätzlich über nichts wunderte, zeigte keine Ueberraschung, als er Billy mit seiner hübschen Gefährtin sah. Er grüßte höflich und ging ihnen während der Fahrt sorgfältig aus dem Weg.

Sie setzten sich in einer ruhigen Ecke in Liegestühle. Billy hatte der Gelegenheit zu Ehren seinen besten Anzug an, in Wirklichkeit der einzige, der nach den Begriffen der Eleganz überhaupt Anzug genannt werden konnte. Als Iris in einem leichten Seidenkleid neben ihm saß, die Füße ausstreckte und die schlanksten Beine zeigte, die er je gesehen hatte, war er sehr stolz auf sich selbst.

Die drei Stunden vergingen schnell. Sie plauderten über Nichtigkeiten, Iris war außer sich vor Vergnügen über die Fahrt und Billy hielt sich zurück, um nicht zu früh am Tage gefühlvoll zu werden, obgleich er gern die ganze Zeit über ihre Hand festgehalten hätte.

«Ach, sehen Sie», sagte Iris, als sie sich Macao näherten, «diese entzückende kleine Stadt.»

Die Häuser mit roten Dächern und grünen Fensterläden stiegen vom Wasserrand auf. Die Mauern waren blau gestrichen wie die Häuser in Südspanien.

Im Hafen drängten sich Schiffe aller Art, große Handelsboote, kleine Dschunken und unzählige Sampans. Einige chinesische Boote wurden durch riesige Ruder bewegt, andere durch eine Art Tretrad, das sich im Heck des Bootes drehte.

Sie gingen an Land und suchten das einzige europäische Hotel des Ortes auf. Bis das Frühstück fertig war, spazierten sie herum und fielen zunächst in die Hände eines alten chinesischen Klu-Klu-Mannes, der mit seinem Spieltischchen vor der Hoteltür stand und auf die Fremden lauerte. Aber zu ihrem Entzücken hatte Iris Glück und gewann zwanzig Dollar, was beim Klu-Klu-Spiel gegen einen Chinesen kein alltägliches Glück war. Billy bestand darauf, daß sie nicht weiter spielte und das Geld behielt, um sich dafür etwas in der Stadt zu kaufen oder Fan-Tan zu spielen. Das Frühstück wurde auf der Veranda serviert, von der man über den Hafen sehen konnte. Niemand war in der Nähe, der ihre Glückseligkeit stören konnte.

Iris lachte Billy glücklich an.

«Wissen Sie, daß das der erste Ausflug ist, seit ich hier bin? Ich fühle mich geradezu zehn Jahre jünger.»

«Dann wären Sie mir zu jung,» sagte Billy, «Sie müßten noch mit Puppen spielen. Wissen Sie was, wir werden nachher eine Puppe für Sie kaufen, ein richtiges kleines, fettes Chinesenbaby, und dann kommt ein goldener Drache und frißt es auf.»

Sie drohte ihm mit dem Finger.

«Ich bin ein erwachsenes Mädchen — sogar eine verheiratete Frau, vergessen Sie das, bitte, nicht.»

«Leider verheiratet,» seufzte Billy, «aber erwachsen kommen Sie mir nicht vor.»

«Aber Sie selbst sind doch auch noch kein Großvater,» lachte Iris, «Sie sind doch höchstens ein Jahr älter als ich.»

«Beim Mann kommt es nicht auf das Alter an,» sagte Billy feierlich, «sondern auf die Erfahrung. Wer sich so vier Jahre in der Welt herumtreibt wie ich, darf sich alt fühlen.»

«Wer war denn der komische kleine Herr auf dem Schiff, der uns grüßte? Der sah ganz nett aus.»

(Fortsetzung Seite 10.)

Fortsetzung von Seite 7.)

«Das ist der Vicomte de Voiza, ein Irländer von Geburt, aber er hat den Titel mit einer Erbschaft in Italien übernommen. Es ist ein putziger Kerl; keiner weiß, was er eigentlich hier macht.»

«Ich sehe ihn ja gar nicht hier zum Frühstück.»

«Nein, wahrscheinlich ist er in irgendein chinesisches Loch gegangen. Er hat eine Vorliebe für merkwürdige Lokale. Was wollen wir übrigens am Nachmittag machen? Vielleicht die Straßen mit den Spielhäusern ansehen?»

«Sie sind doch ein ungebildeter Mensch,» tadelte Iris, «hier gibt es doch den Camoens-Park und eine alte Kirche, und» —

«Puh — Kirche», sagte Billy, der für Architektur nichts übrig hatte. «Wer war übrigens Camoens?»

«Ein berühmter portugiesischer Poet, der vom Hof in Portugal verbannt wurde, weil er sich in eine Hofdame verliebt hatte. Da kam er hierher und ist auch hier gestorben.»

«Hm — wenn ich immer hier bleiben müßte, würde ich auch sterben. Für einen Tag ist es recht nett.

«Dem Poeten Camoens war es ganz gleich, wo er lebte, sein Herz war gebrochen, weil er das Mädchen nicht heiraten konnte», sagte Iris.

«Na, wenn sie in Lissabon war und er hier, hatten sie ja nichts viel voneinander.»

«Was hätte er denn tun sollen?»

«Irgend etwas — in das Haus ihres Vaters einbrechen und sie entführen!»

Iris machte lustige Augen.

«Ach — ich verstehe. Sie hätten das getan?»

«Jedenfalls hätte ich es versucht. Man erreicht nichts in der Welt, wenn man wartet, bis es zu einem kommt!»

*

Als die «Mi Ching» im Hafen anlegte und die andern Passagiere an Land gegangen waren, wartete der Vicomte de Voiza noch eine Viertelstunde. Dann spazierte er zur Küste und winkte einer Rickscha. Der Kuli hörte zu, als der Mann mit ihm sprach und spreizte dann die Hände aus, um anzuzeigen, daß er den Befehl nicht ausführen könnte. De Voiza wiederholte seinen Befehl scharf, worauf der Kuli die Schultern zuckte, die Stangen des kleinen Wagens aufnahm und lostrabte. Zuerst führte der Weg den Bund entlag nach dem europäischen Hotel zu, dann wandte er sich scharf nach links, mitten in das Chinesenviertel hinein. Sie kreuzten eine enge Straße, in der fast jedes Haus ein langes Schild mit blauen und goldenen Buchstaben hatte. Das war das Spielhöllenviertel, und jede Tafel bezeichnete den Namen eines Fan-Tan-Unternehmers. Am Ende der Straße wandte der Kuli nach rechts und lief in einen breiteren Weg, der zu einem großen Haus hinter einem ummauerten Garten führte. Das Haus schien eine Privatwohnung zu sein, da es kein Zeichen wie die andern trug. Ein eisernes Tor war in die Mauer eingelassen.

De Voiza stieg aus, trat an das Tor und fand, daß es verschlossen war. Der Kuli grinste, als wenn er sagen wollte: «Das habe ich gleich gesagt.» De Voiza betrachtete die Türflügel genau und fand schließlich einen eisengehämmerten Drachenkopf. Dieser ließ sich bewegen, und irgendwo im Garten klang eine kleine Glocke. Zweimal schlug sie an, dann öffnete sich die Tür im Hause, und ein Mann erschien, anscheinend ein Diener, in blauweißer Livree, der den Gartenweg entlang kam. Durch das Tor starrte er auf de Voiza.

«Wen Sie suchen» fragte er.

«Ich komme, um mein Glück im Hause von Wang Fu zu versuchen», sagte der Vicomte in der Mandarinsprache, dem Dialekt der gebildeten Chinesen.

«Wang Fus Haus ist nicht für Fremde offen. Es gibt genug andere Häuser, in denen fremde Herren spielen können», sagte der Diener und starrte den Rickscha-Kuli an, ols ob er fragen wollte, wie er es wagen könnte, einen Fremden hierher zu führen. De Voiza nahm eine Karte heraus, schrieb einige Worte auf die Rückseite und gab sie dem Mann.

«Bringen Sie das Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, er möchte es dem Mann, den es angeht, zeigen.»

Der Diener verschwand, und de Voiza zündete sich eine Zigarette an. Nach einigen Minuten erschien der Diener wieder, begleitet von einem alten Mann, der mit einem reichgestickten chinesischen Gewand bekleidet war.

«Ich grüße dich», sagte de Voiza, immer noch in der feierlichen Mandarinsprache. «Hat Wang Fu seine alten Freunde vergessen?»

Der Alte blickte de Voiza genau an, plötzlich stieß er einen Ruf aus, machte das Tor auf und schalt den Diener, weil er den geehrten Fremden hatte warten lassen. Er nahm de Voiza unter den Arm, schien entzückt über seinen Besuch zu sein und führte ihn in den Garten.

«Es ist lange her, seit wir in Peking zusammen speisten,» sagte er immer wieder, «meine Augen werden alt, und viel ist seitdem geschehen.»

«Es wird noch viel mehr geschehen, »sagte de Voiza, «ist Tso bei dir?»

Wang Fu nickte. «Tso ist im Haus, er hat heute Glück gehabt.»

Sie traten in eine weite, kühle Halle, die nur mit wenigen perlmuttereingelegten Schwarzholzmöbeln ausgestattet war. In einem geschnitzten Schrank standen vier blaue chinesische Vasen, die, wie de Voiza mit einem Blick erkannte, als vier zusammenpassende Stücke höchst kostbar waren. Wang Fu sah, wie der Gast sie betrachtete.

«Die Vasen sind ein kleines Geschenk, das ich mir selbst gemacht habe. Findest du sie hübsch?»

«Hübsch?» wiederholte de Voiza und berührte eine mit dem Finger, «sie sind wunderschön. Das Glück meint es auch mit dir gut, Wang Fu.»

«Das Glück meint es immer gut mit denen, die sich arbeitend darum bemühen», antwortete Wang Fu, Opiumhändler und Besitzer der elegantesten Privatspielhölle in Macao.

Hoher Besuch bei den Manövern der 5. Division Phot. Aluf

Von links nach rechts: Generalstabschef Roost, Oberstkorpskommandant Bornand Bundesrat Scheurer und Bundesrat Haab

Sie schritten durch eine andere Halle und über eine Galerie, deren Wände wiederum mit seltenen Stücken chinesischen Porzellans geschmückt waren: Ming, Sang de boeuf, Schalen mit dem kaiserlichen Gelb der chinesischen Dynastie und Porzellanfiguren, zarter als das feinste Meißner. Am Ende der Galerie waren Doppeltüren, diese öffnete Wang Fu und enthüllte damit die Szenerie, aus der sein Reichtum kam, der ihn zum Besitzer einer der schönsten Porzellansammlungen in der ganzen Welt gemacht hatte.

In der Mitte des großen Zimmers stand der Fan-Tan-Tisch. Dort saß ein Diener als Croupier, der dieselbe weißblaue Livree trug wie der Mann, der de Voiza am Tor empfangen hatte. Vor ihm lag ein Haufen blanker kleiner Metallscheiben, die er mit einem dünnen schwarzen Stöckchen zu vieren abzählte. Zwölf oder mehr Chinesen, den Kleidern nach zu der Oberschicht gehörend, standen beobachtend um den Tisch, andere lagen in Schwarzholzstühlen, die an der Wand verteilt waren. Einige rauchten aus Pfeifen mit merkwürdigen Köpfen, die sie über kleine Lampen hielten. Ein atemberaubendes Aroma erfüllte die Luft. Obgleich große Geldsummen von dem Zählen dieser Spielmarken abhingen, sprach niemand; die Gesichter der Spieler waren vollständig ausdruckslos.

De Voiza wartete, bis das Spiel zu Ende war. Aber während es de Voiza noch erschien, als ob noch ein ganzer Haufen Marken gezählt werden müßte, hatten die schnellen Augen der Gewohnheitsspieler schon das Resultat erkannt.

«Drei!» sagte eine Stimme ruhig.

«Es ist drei!» echote eine andere Stimme.

Der Croupier zählte inzwischen methodisch die Spielmarken zu vieren ab und war jetzt fertig.

Wie vorher gesagt, blieben nur drei Marken übrig. Diejenigen Spielteilnehmer, die gewonnen hatten, kassierten ihre Gewinne ein oder gaben durch ein Zeichen zu erkennen, daß der Gewinn für das nächste Spiel stehen bleiben sollte.

Die Chinesen sind die leidenschaftlichsten und zugleich kaltblütigsten Spieler der Welt. Ein Chinese kann das Vermögen, das er in seinem ganzen Leben erarbeitet hat, in einer Nacht verlieren, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Wenn alles verloren ist, geht er ruhig fort, um wiederzukehren, sobald er wieder Geld hat.

Im Hause von Wang Fu machten einige Spieler sich nicht einmal die Mühe, die Spielmarken zu zählen, sie lagen ausgestreckt in den Sesseln und schickten die Diener aus, die ihnen den Fortgang des Spieles am Tisch mitteilen mußten. Jedermann wußte, daß man dem Besitzer ruhig jede Geldsumme überlassen konnte, zugleich mit der Anweisung, nach welchem System es gesetzt werden sollte.

De Voiza sah dem Spiel einen Augenblick zu, dann flüsterte er Wang Fu etwas ins Ohr. Der Chinese nickte nach der einen Ecke des Raumes, wo ein Gast in einem Sessel ausgestreckt lag. Auch dieser gehörte zur reichen Kaufmannsklasse und trug ein gesticktes seidenes Kleid. Neben ihm stand ein kleiner Stuhl, mit einer Pfeife, einer Lampe und eine Cloisonné-Büchse mit Opium. Er schien schon unter dem Einfluß des Rauschgiftes zu sein, denn er lag ganz still, die Hände über dem umfangreichen Bauch gefaltet und starrte an die Decke.

De Voiza ging hin und rührte ihn leicht an der Schulter. Langsam drehte der Chinese den Kopf zu ihm herum. Es war Tso, der Jadekaufmann aus Kanton, den James aus dem «Boa-Vista»-Hotel hatte hinausweisen lassen. De Voiza sagte:

«Ich höre, daß man in diesem Jahr für Jade einen guten Preis zahlt.»

Tso legte sich auf den Ellbogen und starrte den Sprecher an. Sein Gesicht war nicht sehr angenehm, die Lippen hatten grausame Winkel, die Wangen waren fett und die Augen eng und listig. Allmählich kehrte in seinem opiumumnebelten Gehirn die Aufnahmefähigkeit wieder. Er klatschte in die Hände, ein Diener lief herzu u. erhielt von Tso den Befehl, Tee zu bringen.

«Sie sind also zurückgekommen», sagte er zu de Voiza.

«Ja», antwortete dieser. In Hongkong haben mir die Leute, mit denen Tso vertraut ist, gesagt, daß ich ihn hier finde.»

«Ist alles geschehen, wie wir verabredet haben?» fragte Tso, während er den Tee eingoß und dem Fremden mit einer tiefen Verbeugung die Tasse reichte.

«Das werden wir wissen, wenn wir gesprochen haben.»

De Voiza trank seinen Tee, schwieg wie Tso, hielt die Augen auf den Teppich gerichtet und sagte nichts. Und erst als Tso langsam die Tasse geleert hatte und sie niedersetzte, fuhr er fort.

«Man hat mir gesagt, daß es am Tage des Neumondes geschehen wird.»

Tso nickte.

«So ist es vereinbart.»

«Und es wird Arbeit für alle geben?» fragte de Voiza.

«Für jeden, der arbeiten will.»

«Und die Erfolgreichen werden belohnt werden?»

«Sie werden ihren Lohn erhalten.»

Die Unterhaltung ging in leisem Ton vor sich, und beide bewahrten eine absichtlich gleichgültige Haltung. Ein zufälliger Hörer hätte gedacht, daß hier zwei flüchtige Bekannte eine gleichgültige Angelegenheit besprechen. De Voiza stand auf.

«Und der Treffpunkt ist?»

«Das Teehaus zum Weidenbaum in der Altstadt», sagte Tso, dann winkte er dem Diener, ihm eine frische Opiumpfeife zu bringen. De Voiza ging an den Fan-Tan-Tisch zurück, blieb dort einen Augenblick stehen und verließ das Zimmer. —

Billy und Iris verbrachten einen reizenden Nachmittag. Sie spielten Fan-Tan in einem öffentlichen Spielhaus, sie zogen jeder einmal an einer Opiumpfeife, nur um sagen zu können, daß sie Opium geraucht hatten — es verursachte ihnen einen schrecklichen Husten, und sie schworen, es nie wieder zu tun. Und dann besuchten sie die merkwürdigen Raritätenladen, die es in Macao überreichlich gibt.

Am Abend waren sie in Camoens Park und sahen dem Sonnenuntergang im Hafen zu. Sie waren ganz allein und legten sich in das weiche warme Gras. In der Sonne, die gerade in die See tauchte, leuchtete alles in rotgoldenem Licht. Der Dampfer ging erst in zwei Stunden, Hongkong lag dreißig Meilen entfernt, Tiny Bluett war in Schanghai.

Iris hatte ihren Hut abgenommen und lag, das Kinn auf die Hand gestützt. Billy lag neben ihr. Vorsichtig legte er seine Hand über ihre. Sie hielt ganz still und sah zur See hinaus. Ihre unbefriedigte Jugend, von dem weichen, lockenden Klima des Orients noch erwärmt, ließ das Blut klopfend in ihren Adern kreisen. Aber ihre Gedanken waren in Hongkong. Der junge Offizier neben ihr war fast noch ein Knabe, und sie dachte halb mit Furcht daran, ob sie es wohl gewagt hätte, mit Pend nach Macao zu fahren. Pend hätte ihr das nie zugemutet, es war nicht seine Art. Selbst bevor er nach Norden auf Urlaub ging, hatte er sich ihr fern gehalten. Sie konnte förmlich fühlen, wie er sich selbst in eiserner Gewalt hielt. Noch bevor Pend zum Abschiednehmen gekommen war, wußte sie instinktiv, was er für sie fühlte, wie eben eine Frau solche Dinge weiß. Und obgleich Pend kein Wort darüber gesagt hatte, erregte sie dieses Wissen.

Die tropische Dämmerung fiel schnell. Im halben Licht erschienen ihre Augen größer und dunkler zu schimmern. Billy konnte sich nicht länger halten und legte beide Arme um sie.

«Bill, um Gotteswillen!» rief sie. Aber sie konnte ihm nicht böse sein, er saß mit so furchtbar ernstem Gesicht im Gras, daß sie zwischen einem Gefühl des Mitleids und der Lachlust kämpfte. Glücklicherweise lachte sie nicht — hätte sie es getan, so hätte sie vielleicht einen jungen und gutmütigen Mann zum lebenslänglichen Weiberfeind gemacht.

«Wir wollen uns doch nicht alles verderben, Billy.»

«Es scheint schon alles verdorben», sagte er bedrückt.

Sie reichte ihm die Hand. «Sie sind ein dummer, aber doch ein lieber Kerl. Wir wollen zum Boot zurückgehen, es wird spät.»

Iris war auf dem ganzen Rückweg nach Hongkong sehr still. Billy, das Herz von Gefühlen überströmend, glaubte, daß sie dasselbe litt wie er. Das stimmte auch, aber er war nicht die Ursache.

Kapitel 14.

Als die drei Leutnants am nächsten Tage auf der Veranda ihren Tee tranken, waren sie nicht mehr so sicher wegen ihres Urlaubs. Tatsächlich hatten sie sich in Hongkong nicht so benommen, daß sie gerade als Lieblinge ihres Oberst gelten konnten.

«Das Geld haben wir jedenfalls,» sagte Eustace, «dank den Bemühungen von Ben und dem Vicomte. Und du, Billy, wirst mir den Gefallen tun, dich neu einzukleiden. In dem Rock kannst du nicht nach Schanghai gehen, kein Dampfer verkauft dir ein Billet erster Klasse.»

(Fortsetzung folgt.)